



Es beginnt oft unspektakulär. Ein kurzes Flackern vielleicht, ein leises Klicken im Sicherungskasten — und dann diese eigentümliche Stille, die moderne Gesellschaften kaum noch kennen. Keine summenden Kühlschränke mehr, keine Routerlichter, keine Ampeln, die den Verkehr ordnen. An diesem Samstagmorgen (23. Mai 2026) erlebten Tausende Menschen im Norden Frankreichs genau diesen Moment. Ein Brand an einem elektrischen Transformator im Département Somme legte weite Teile der Region lahm und zog Störungen bis in die Normandie nach sich.

Rund 16.000 Haushalte in der Somme saßen zeitweise ohne Strom da, hinzu kamen zehntausende weitere Betroffene in benachbarten Gebieten. Für viele klang das zunächst nach einer gewöhnlichen Panne. Doch je länger die Ausfälle andauerten, desto deutlicher zeigte sich, wie dünn die Schicht aus Komfort und Routine inzwischen geworden ist.

Denn Stromausfälle wirken heute anders als noch vor Vierzig Jahren.

Früher brannte eben keine Lampe. Heute bricht binnen Sekunden ein ganzes Geflecht aus Kommunikation, Mobilität und Versorgung auseinander. Tankstellen funktionieren nicht mehr richtig, Kartenzahlungen scheitern, Mobilfunknetze geraten ins Stolpern. Selbst die simple Frage „Hast du Netz?“ bekommt plötzlich etwas Existenzielles. Wer einmal in einem Supermarkt vor reglosen Kassen stand, weiß, wie schnell aus Alltagshektik eine seltsame Unsicherheit entsteht.

Frankreich besitzt zwar eines der leistungsfähigsten Stromnetze Europas, eng verknüpft mit Nachbarregionen und abgestützt durch seine starke Atomenergieproduktion. Gerade diese Vernetzung macht das System zugleich empfindlich. Fällt ein zentraler Transformator aus, geraten andere Leitungen unter Druck — wie Dominosteine, die sich gegenseitig anstoßen. Ein einzelner technischer Defekt genügt manchmal, damit ganze Regionen ins Wanken geraten.

Und plötzlich stellt sich eine unbequeme Frage: Wie robust ist eine Gesellschaft, deren Alltag vollständig vom permanenten Funktionieren unsichtbarer Infrastruktur abhängt?

Die Debatte darüber läuft in Frankreich längst. Seit Monaten diskutieren Politik, Medien und Sicherheitsbehörden über kritische Infrastruktur. Stromnetze, Bahnlinien, Telekommunikation — all das gilt inzwischen nicht mehr bloß als technisches Rückgrat, sondern als empfindliche Nervensysteme eines Landes. Jede größere Störung erzeugt sofort Nervosität. Nicht aus Panik, eher aus Erfahrung.

Die Bilder vom Samstag wirkten dabei fast altmodisch. Dunkle Kreuzungen. Geschlossene



Geschäfte. Menschen, die ratlos vor Tankstellen standen. Und Techniker in orangefarbenen Westen, die irgendwo zwischen Kabelschächten und Umspannwerken versuchen, Ordnung in ein unsichtbares Chaos zu bringen.

Man vergisst leicht, wie physisch Strom eigentlich ist. Hinter jedem Lichtschalter stehen kilometerlange Leitungen, Trafostationen, Kühlungssysteme und Menschen, die nachts Bereitschaftsdienst schieben. Erst wenn etwas brennt, rückt diese verborgene Welt für einen kurzen Moment ins Bewusstsein.

Vielleicht liegt genau darin die eigentliche Lehre solcher Vorfälle.

Nicht im Alarmismus. Nicht in dystopischen Szenarien vom Zusammenbruch Europas. Sondern in der Erkenntnis, dass moderne Staaten trotz aller Digitalisierung erstaunlich verletzlich bleiben. Ein Feuer in einem Transformatorhaus irgendwo in der Provinz — und plötzlich stolpert der Alltag hundert Kilometer weiter.

Schon verrückt eigentlich.

Für den Samstagnachmittag hoffen die Behörden auf schrittweise Fortschritte bei der Wiederherstellung der Versorgung. Die meisten Haushalte dürften dann nach und nach wieder Strom erhalten. Zurück bleibt trotzdem dieses Gefühl der Irritation. Jenes diffuse Unbehagen, das auftaucht, wenn eine Gesellschaft merkt, wie abhängig sie von Dingen geworden ist, die normalerweise niemand sieht.

Ein Artikel von M. Legrand